



Manuskriptseite aus „Herbstfarben“

## Herbstfarben

Europäer, die nach Amerika kommen, sind überrascht von der Leuchtkraft der Farben unseres herbstlichen Laubes. In der englischen Poesie gibt es keine Schilderung eines solchen Phänomens, weil die Bäume dort nur wenig lebhaftere Farben annehmen. Das Höchste, was Thomson in seinem Gedicht „Herbst“ über diesen Gegenstand zu sagen hat, ist in den Zeilen:

„Doch sieh der Wälder Farbenvielfalt schwinden,  
Ein Ton versinkt im andern, das Land ringsum  
Wird braun; ein Laubgemenge, fahl und düster,  
In allen Tönen vom verblichenen Grün  
Bis hin zum rußigen Dunkel“<sup>7</sup>

enthalten sowie in der Zeile mit dem Wortlaut:

„Im Herbst erglänzen die vergilbten Wälder.“<sup>8</sup>

Die herbstliche Metamorphose unserer Wälder hat in unserer heimischen Literatur noch keinen tiefen Eindruck hinterlassen. Der Oktober hat auf unsere Literatur noch kaum abgefärbt.

Eine große Zahl von Menschen, die ihr Leben in Städten verbracht haben und nie die Gelegenheit hatten, um diese Jahreszeit aufs Land zu kommen, haben dies noch nie gesehen: die Blüte oder vielmehr die reife Frucht des Jahres. Ich erinnere mich, dass ich einmal mit einem solchen Bürger unterwegs war, der, obgleich es für die größte Farbenpracht schon zwei Wochen zu spät war, aus allen Wolken fiel und nicht glauben wollte, dass es noch leuchtendere Farben gegeben habe. Er hatte noch nie von diesem Phänomen gehört. Nicht nur haben viele Bewohner unserer Städte dies niemals selbst erlebt, die Mehrheit erinnert sich von einem Jahr zum andern kaum daran.

Die meisten scheinen die verwandelten Blätter mit verwelkten zu verwechseln, als würden sie reife Äpfel für faule halten. Ich dagegen denke, dass der Wandel eines Blattes zu einem lebhafteren Farbton ein Beweis dafür ist, dass es eine späte, vollkommene Reife erlangt hat, entsprechend der Reife von Früchten. Generell sind es die untersten und ältesten Blätter, die sich als erste verändern. Doch so wie das vollendet geflügelte und gewöhnlich leuchtend gefärbte Insekt nur eine kurze Lebensdauer hat, reifen die Blätter, um zu fallen.

Allgemein nimmt jede Frucht während des Reifens, kurz bevor sie abfällt, eine leuchtendere Farbe an,

indem sie in ein unabhängigeres und individuelleres Dasein tritt, da sie weniger Nahrung aus irgendeiner Quelle bedarf und diese nicht über den Stamm aus der Erde, sondern vielmehr von der Sonne und aus der Luft bezieht. Ebenso ist es mit den Blättern. Die Physiologen sind der Meinung, dass dies „aufgrund einer vermehrten Aufnahme von Sauerstoff“ geschehe. Das ist die wissenschaftliche Begründung – die das Faktum lediglich bekräftigt. Ich dagegen interessiere mich mehr für die rosigen Wangen eines Mädchens, als dass ich wissen müsste, mit welcher besonderen Kost es sich ernährte. Der Wald und alle Kräuter, die Schutzhülle der Erde, müssen zum Beweis ihrer Reife eine lebhaftere Farbe annehmen – als wäre der Erdball selbst eine Frucht an ihrem Stängel, wobei eine Wange stets der Sonne zugewandt ist.

Blumen sind nichts als farbige Blätter, Früchte nichts als reife Blätter. Der genießbare Teil der meisten Früchte ist, wie der Physiologe sagt, „das *Parenchym* oder das fleischige Grundgewebe des Blattes“, aus dem sie gebildet sind.

Unsre leiblichen Bedürfnisse haben unsere Vorstellungen von Reife und deren Erscheinungsformen, wie Farbe, Saftigkeit und Vollkommenheit, gewöhnlich auf die Früchte beschränkt, die wir essen, und wir

übersehen gerne, dass eine unermesslich große Ernte, die wir nicht verzehren und kaum nützen, alljährlich durch die Natur zur Reife gelangt. Bei unseren Jahrmärkten und jährlichen Gartenbauausstellungen bieten wir, wie wir meinen, eine großartige Schau ansehnlicher Früchte, die jedoch für einen eher unedlen Zweck bestimmt sind, Früchte, die nicht in erster Linie um ihrer Schönheit willen geschätzt werden. Doch im Umkreis unserer Städte und in ihnen gibt es jedes Jahr eine andere Früchteschau in einem unendlich größeren Maßstab, Früchte, die ausschließlich unseren Sinn für Schönheit ansprechen.

Der Oktober ist der Monat der bunten Blätter. Ihr prachtvoller Glanz erstrahlt jetzt rund um die Welt. Wie die Früchte und Blätter, ja, wie der Tag selbst eine leuchtende Farbe gewinnen, kurz bevor sie fallen, so ist es auch mit dem Jahr, wenn es zur Neige geht. Der Oktober ist der Himmel, wenn die Sonne untergeht; der November die Dämmerung danach.

Früher dachte ich, es würde sich lohnen, von jedem sich verfärbenden Baum, jedem Strauch und Kraut ein Blatt als Muster zu pflücken, wenn sie die höchste Leuchtkraft ihrer typischen Färbung erlangt haben, im Übergang vom grünen zum braunen Stadium, sie zu skizzieren und ihre genaue Farbnuance in einem

kolorierten Buch festzuhalten, das den Titel tragen sollte *Oktober oder Herbstfarben* – angefangen von der ersten Rötung der Walldrebe und dem Karminrot der wurzelnahen Blätter bis hin zu den Ahorn-, Hickory- und Sumachbäumen und den zahlreichen feigesprenkelten, weniger allgemein bekannten Blättern bis zu den spätesten Eichen und Espen. Was für ein Memento wäre solch ein Buch! Man bräuchte nur darin zu blättern, um einen Streifzug durch die Herbstwälder zu unternehmen, wann immer es einem beliebte. Oder wenn ich die unvergilbten Blätter selbst konservieren könnte, wäre das noch besser. Ich habe im Hinblick auf ein solches Buch wenig Fortschritte gemacht und stattdessen versucht, all diese leuchtenden Farbtöne in der Reihenfolge ihres Auftretens zu schildern. Im Folgenden gebe ich einige Auszüge aus meinen Notizen.

### *Die purpurnen Gräser*

Um den zwanzigsten August erinnert uns in den Wäldern und Sümpfen alles daran, dass es Herbst wird, sowohl die bunt gesprenkelten Blätter der Stechwinde (Sarsaparille) und des Buschwerks als auch das Verwelken und Schwarzwerden des Stinkkohls und

der Nieswurz sowie die bereits dunkel verfärbte Wasserhyazinthe (Pontederie) am Flussufer.

Das purpurne Liebesgras (*Eragrostis pectinacea*) ist jetzt auf dem Höhepunkt seiner Schönheit. Ich erinnere mich, wann mir dieses Gras zum ersten Mal in die Augen fiel. Als ich einmal auf einem Abhang nahe an unserem Fluss stand, bemerkte ich in hundertfünfzig oder zweihundert Metern Entfernung einen etwa dreißig Meter breiten Purpurstreifen am unteren Saum eines Waldes, wo der Boden zu einer Wiese abfiel. Es war ein interessanter, kräftiger Farbton, wenn auch nicht ganz so leuchtend wie die Rhexia, die an manchen Stellen von dunklerem Purpur war, wie ein intensiver Fleck von Waldbeeren. Als ich hinging, um nachzusehen, fand ich eine Art blühenden Grases, kaum dreißig Zentimeter hoch, mit nur spärlichen grünen Halmen und einer feinen, breiten Rispe purpurner Blüten gleich einem leichten, rötlichen, mich umwogenden Dunstschleier. Aus der Nähe sah dieser Farbstreifen stumpf aus und machte auf das Auge nur wenig Eindruck; ja, es war sogar schwierig, ihn auszumachen. Wenn man eine einzelne Pflanze pflückte, stellte man überrascht fest, wie dünn sie war und wie wenig Farbe sie hatte. Doch aus der Ferne in einem günstigen Licht betrachtet, war sie von einem feinen,

strahlenden Purpurrot, blumenartig und die Erde bereichernd. Solch geringfügige Ursachen bringen vereint diese entschiedene Wirkung hervor. Ich war desto mehr überrascht und entzückt, als Gräser gewöhnlich von gedeckter, unansehnlicher Farbe sind.

Mit seinem reizvollen Purpurhauch erinnert dieses Gras mich an die jetzt im Verfall begriffene Rhexia und nimmt deren Stelle ein als eines der interessantesten Phänomene des August. Die schönsten Stellen wachsen auf Ödland oder am Fuß trockener Hügel ein wenig oberhalb des Wiesensaums, wo der gierige Schnitter es verschmäht, die Sense zu schwingen, denn dies ist ein dünnes, kümmerliches Gras und seiner Beachtung nicht wert. Oder vielleicht weiß er von seiner Existenz nichts, weil es so schön ist; denn ein und dasselbe Auge sieht nicht diese Gräser und zugleich Lieschgras. Er bringt das Wiesenheu und die daneben wachsenden nahrhafteren Gräser gewissenhaft ein, doch den feinen Purpurhauch zu ernten, überlässt er dem Wanderer – als Nahrung für seine Fantasie. Weiter oben am Hügel wachsen vielleicht auch Brombeeren, Johanniskraut und verwildertes, welches und drahtiges Schillergras. Was für ein Glück, dass es an solchen Orten gedeiht und nicht inmitten der fetten Gräser, die jedes Jahr abgemäht werden! So

weiß die Natur zwischen Nutzen und Schönheit zu unterscheiden. Ich kenne viele solcher Stellen, wo es sich Jahr für Jahr präsentiert und der Erde einen Purpurhauch verleiht. Es wächst auf den sanften Hängen, entweder in zusammenhängenden Horsten oder vereinzelt in runden Büscheln von etwa dreißig Zentimeter Durchmesser, und hält sich, bis der erste empfindliche Frost ihm den Garaus macht.

Bei den meisten Pflanzen ist die Corolla oder der Blütenkelch derjenige Teil, der die intensivste Farbe erlangt und am attraktivsten ist. Bei manchen ist es die Samenkapsel oder die Frucht, bei anderen, wie etwa beim Rot-Ahorn, sind es die Blätter, und bei wieder anderen ist es der Stängel selbst, der die hauptsächliche Blüte oder den blühenden Teil ausmacht.

Letzteres trifft besonders für die Kermesbeere (*Phytolacca decandra*) zu. Einige davon, die an unseren Felswänden stehen, blenden mich geradezu mit ihren purpurnen Stängeln, jetzt und Anfang September. Sie sind für mich so interessant wie die meisten Blumen und zählen zu unseren wichtigsten Früchten des Herbstes. Jeder Teil von ihr ist Blüte (oder Frucht), so sehr fließt sie über von Farbe – der Stamm, die Äste, die Blütenstängel, die Stiele und sogar die mit der Zeit gelblichen, purpurgeäderten Blätter. Ihre dreizehn bis

fünfzehn Zentimeter langen zylindrischen Beerentrauben in verschiedenen Farbtönen von Grün bis Dunkelpurpur hängen anmutig von allen Seiten und bieten sich den Vögeln als Nahrung dar. Und selbst die Kelchblätter, aus denen die Vögel die Beeren gepickt haben, sind von einem leuchtenden Karminrot, mit scharlachfarbenen, flammenartigen Reflexen, und können sich mit allem messen, was es an Derartigem gibt – sie lodern geradezu vor Reife. Daher *lacca* von *lac*, engl. *lake* – „rote Farbe“. Gleichzeitig gibt es auf derselben Pflanze Knospen, Blüten, grüne, dunkelrote oder reife Beeren und diese blütenartigen Kelchblätter.

Wir lieben es, in der Vegetation der gemäßigten Zone etwas Rotes zu sehen – die Farbe der Farben. Die Kermesbeere spricht zu unserem Blut. Sie will von einer hellen Sonne bestrahlt sein, um sich am vorteilhaftesten zu zeigen, und man muss sie um diese Jahreszeit betrachten. An warmen Hängen reifen ihre Stängel bis zum dreiundzwanzigsten August. An diesem Tag wanderte ich durch einen wunderschönen Hain solcher mehr als zwei Meter hohen Exemplare, die an der Seite eines unserer Steilhänge wachsen, wo sie frühzeitig reifen. Ganz unten am Boden waren sie von einem tiefen, leuchtenden Purpurrot mit einer Blüte, die sich von den immer noch klaren, grünen

## *Ein Winterspaziergang*

Der Wind raunt sacht durch die Fensterläden oder pustet federleicht gegen die Scheiben und seufzt hin und wieder wie ein Sommerlüftchen, das die ganze lange Nacht Blätter aufwirbelt. Die Feldmaus schläft in ihrem behaglichen Gang in der Erde, die Eule sitzt in einem hohlen Baum tief im Moor, der Hase, das Eichhörnchen und der Fuchs, sie alle haben ihren Unterschlupf. Der Wachhund liegt still am Herd, und die Kühe stehen stumm in ihren Ställen. Die Erde selbst hält gleichsam ihren ersten, nicht den letzten Schlummer, außer wenn ein Straßenschild oder eine Holztür leise in den Angeln klappert und dadurch der einsamen Natur bei ihrem mitternächtlichen Werk Mut zuspricht – das einzig vernehmbare Geräusch zwischen Venus und Mars – und uns von einer fernen, inneren Wärme, einer göttlichen Heiterkeit und Geselligkeit kündigt, wo Götter anzutreffen sind, Menschen jedoch beklommen stehen. Indessen, während die Erde so dahinschlummert, wirbeln federleichte Flocken durch die Luft, als regierte hier eine Ceres<sup>26</sup> des Nordens, die ihr silbernes Korn über die Felder schüttet.

Wir schlafen und erwachen schließlich in der stillen

Realität eines Wintermorgens. Der Schnee liegt warm wie Watte oder Daunen auf dem Fenstersims. Das breite Schiebefenster und die frostbedeckten Scheiben lassen ein trübes, vertrauliches Licht herein, das die behagliche Heiterkeit im Inneren steigert. Die Stille des Morgens ist eindrucksvoll. Der Boden knarrt unter unseren Füßen, während wir uns zum Fenster begeben, um durch eine klare Stelle über die Fluren zu schauen. Wir sehen die Dächer unter ihrer Schneelast stehen. Von den Dachtraufen und den Zäunen hängen schneeige Stalaktiten, und in den Höfen stehen Stalagmiten, einen verborgenen Kern verhüllend. Überall recken Bäume und Sträucher weiße Arme dem Himmel entgegen. Wo Mauern und Zäune waren, sehen wir fantastische Gebilde, die sich in ausgelassenen Kariolen über die dämmerige Landschaft ziehen, als hätte die Natur ihre neuen Muster als Modelle für die Kunst des Menschen nachts über die Fluren gestreut.

Leise schieben wir den Riegel zurück, lassen das Gestöber herein und treten aus der Tür, um der schneidenden Luft die Stirn zu bieten. Schon haben die Sterne ein wenig von ihrem Glitzern verloren, und ein trüber, bleierner Dunst zieht den Horizont entlang. Ein grelles, dreistes Licht im Osten kündigt den Anbruch des Tages an, während die Landschaft im

Westen gleich dem Reich der Schatten noch immer matt und geisterhaft in ein düsteres, unterweltliches Licht getaucht ist. Nur schauerliche Laute sind zu vernehmen – das Krähen der Hähne, das Bellen von Hunden, das Hacken von Holz, das Blöken der Rinder, gleichsam wie aus Plutos<sup>27</sup> Scheunenhof jenseits des Styx<sup>28</sup> – nicht weil sie so trostlos klingen, sondern weil ihre Geschäftigkeit im Morgengrauen allzu feierlich und geheimnisvoll für die Erde ist. Die frische Fährte von Fuchs oder Otter im Hof mahnt uns, dass jede Stunde der Nacht voll von Ereignissen und die urzeitliche Natur noch immer am Werk ist und ihre Spuren im Schnee hinterlässt.

Wir öffnen das Tor und schreiten rüstig aus, die lange Landstraße entlang über den körnig trockenen, unter unseren Füßen knirschenden Schnee, oder werden wachgerüttelt von dem harten, deutlich hörbaren Knarren des Waldschlittens, der in aller Frühe direkt von der Tür des Farmers, wo er den Sommer über unter Spänen und Stoppeln geruht hat, zum fernen Markt aufbricht. Währenddessen erblicken wir in der Ferne durch die Verwehungen und schneebestäubten Fenster die frühe Kerze des Farmers gleich einem verblassenden Stern, der einen einsamen Lichtstrahl aussendet, als hielte eine strenge Tugend dort ihre

Morgenandacht. Und aus einem Schornstein nach dem andern, unter Bäumen und inmitten des Schneetreibens, beginnt Rauch aufzusteigen.

Der Rauch steigt träg sich kräuselnd aus dem tiefen Tal,  
erforscht im Morgengraun die frosterstarre Luft,  
so schließt er nach und nach Bekanntschaft mit dem Tag,  
zum Himmel geht sein Lauf, auf dem er nun verweilt –  
in kringelnden Girlanden spielt er mit sich selbst,  
sein Ziel so unbestimmt, so zögerlich sein Tun  
wie dort am Herd sein halberwachter Herr –  
noch schlummert dessen Geist, es stockt des Denkens Fluss,  
das vorwärts noch nicht mitgerissen in den Strom  
des neuen Tags – der Rauch schwebt immer weiter fort,  
indes der Forstmann seine festen Schritte lenkt,  
weil er die Axt schon schwingen will in aller Früh.  
In düstrer Dämmerung entsendet er zunächst  
den Rauch als seinen Kundschafter und Boten aus,  
ein Pilger, der zuerst und -letzt vom Dache wallt,  
die frostige Luft zu fühlen, zu melden dies dem Tag,

und während jener kauern noch am Herd sich  
bückt –  
die Türe zu entriegeln fehlt es ihm an Mut – ,  
ist dieser mit dem leichten Wind ins Tal geeilt,  
hat in der Ebene sein Gewinde flugs entrollt,  
hängt sie den Wipfeln um, verweilte noch am Berg,  
erwärmt die Fittiche des Vogels in der Früh;  
es könnte sein, dass oben in der knackigen Luft  
er jetzt den Tag erspäht jenseits der Erde Rand,  
das Aug' des Herrn an dessen niederer Türe grüßt  
als strahlendes Gewölk am hohen Firmament.

Von weit her über die gefrorene Erde vernehmen  
wir das Geräusch des Holzhackens vor den Toren der  
Bauernhöfe, das Anschlagen des Hofhunds und den  
schmetternden Hahnenschrei – wenngleich die dün-  
ne, frostige Luft nur die feineren Klangpartikeln unse-  
ren Ohren zuleitet, mit kurzen, zarten Schwingungen,  
wie Wellen auf den reinsten und leichtesten Flüssig-  
keiten, wo grobe Stoffe auf den Grund sinken, am ra-  
schesten verebben. Sie tönen klar wie Glocken und  
kommen aus größerer Ferne am Horizont, als gäbe  
es weniger Widerstände als im Sommer, wenn sie nur  
schwach und abgerissen klingen. Der Boden gibt einen  
Ton von sich wie gut abgelagertes Holz, und selbst die

gewöhnlichen ländlichen Geräusche sind melodisch,  
und das Klirren des Eises an den Bäumen ist zart und  
fließend. Die Atmosphäre enthält die geringste mög-  
liche Menge an Feuchtigkeit, da alles vertrocknet oder  
gefroren ist, und ist daher so extrem dünn und elas-  
tisch, dass sie zu einer Quelle des Entzückens wird.  
Das entrückte, straffe Himmelszelt wölbt sich wie das  
Schiff einer Kathedrale, und die blank polierte Luft  
funkelt, als schwämmen Eiskristalle darin. Leute, die  
in Grönland lebten,<sup>29</sup> berichten uns, das Meer „raucht  
wie brennender Torf, und ein Nebel oder Dunst steigt  
auf, der Frostrauch genannt wird“, wenn es zufriert,  
und dieser „schneidende Rauch verursacht häufig Bla-  
sen im Gesicht und an den Händen und ist für die  
Gesundheit äußerst schädlich“. Doch diese reine, bei-  
ßende Kälte ist für die Lungen ein Elixier, weniger ein  
gefrorener Nebel als ein kristallisierter, durch die Käl-  
te sublimierter und gereinigter Mittsommerdunst.

Schließlich steigt die Sonne über die fernen Wälder  
wie mit einem leise klirrenden, vibrierenden Zimbel-  
klang, bringt die Luft mit ihren Strahlen zum Schmel-  
zen, und der Morgen eilt mit so rasanten Schrit-  
ten vorwärts, dass ihre Strahlen die fernen Gebirge  
im Westen vergolden. Mittlerweile stapfen wir un-  
gestüm durch den Pulverschnee, erwärmt von einem



inwendigen Feuer, und genießen noch einen Altweibersommer in der gesteigerten Glut des Denkens und Fühlens. Würden wir unser Leben mehr nach der Natur ausrichten, bräuchten wir uns vermutlich nicht gegen Hitze und Kälte zu wehren, sondern würden in ihr unsere treue Wärterin und Freundin sehen wie die Pflanzen und die vierbeinigen Wesen. Wenn unser Körper mit reinen und schlichten Elementen ernährt wäre statt mit einer aufputschenden und erhitzenden Kost, würde er einer Erkältung nicht mehr Nahrung bieten als ein blattloser Zweig, sondern vielmehr gedeihen wie die Bäume, die selbst dem Winter etwas ihrer Entfaltung Förderliches abgewinnen können.

Die wunderbare Reinheit der Natur in dieser Jahreszeit ist eine höchst erfreuliche Tatsache. Jeder moderne Baumstumpf und moosbedeckte Stein, jede Latte und das tote Herbstlaub sind verhüllt von einer reinen Serviette aus Schnee. Sieh, welche Tugend sich auf den kahlen Feldern und in den klirrenden Wäldern birgt. Noch an den kältesten und tristesten Orten behauptet sich eine herzerwärmende Güte. Ein scharfer, durchdringender Wind bläst alles Ansteckende fort, und nichts vermag ihm standzuhalten als das, was Tugend in sich hat. Entsprechend schätzen wir, was immer wir an kalten und tristen Orten

wie Bergeshöhen vorfinden, als eine Art robuster Unschuld, eine puritanische Zähigkeit. Alle übrigen Dinge sind scheinbar unter ein Obdach berufen, und was draußen bleibt, muss ein Teil des ursprünglichen Weltgerüsts sein, von einer Kühnheit wie Gott selbst. Es ist belebend, die gereinigte Luft zu atmen. Ihre feinere Struktur und Reinheit sind für das Auge sichtbar, und wir möchten uns lange und noch spät im Freien aufhalten, damit die Winde auch uns durchrieseln wie die entlaubten Bäume und uns für den Winter rüsten – als hofften wir, uns damit ein wenig lautere, standhafte Tugend zu leihen, die uns in jeder Jahreszeit beisteht.

Es gibt ein unterirdisch schwelendes Feuer in der Natur, das niemals verlischt und das kein Frost auskühlen kann. Dies ist es, was letztlich die große Schneeschmelze bewirkt, und im Januar oder Juli ist es lediglich unter einer dickeren oder dünneren Decke begraben. Auch an einem noch so kalten Tag lodert es irgendwo, so dass im Umkreis jedes Baumes der Schnee schmilzt. Auf diesem Winterroggenfeld, das im Spätherbst keimte und jetzt den Schnee rasch zergehen lässt, ist das Feuer nur sehr dünn bedeckt. Wir fühlen uns von ihm erwärmt. Im Winter steht Wärme für jegliche Tugend, und wir nehmen mit ebenso viel Verlangen wie die Kaninchen und Rotkehlchen

in Gedanken Zuflucht zu einem rieselnden Bach, dessen blanke Steine in der Sonne glänzen, und zu warmen Quellen in den Wäldern. Der Dampf, der aus den Mooren und Teichen steigt, ist ebenso liebenswert und anheimelnd wie der unseres Wasserkessels. Welches Feuer käme je dem Sonnenschein eines Wintertages gleich, wenn die Feldmäuse bei den Mauern aus der Erde kriechen und die Meisen in den Hohlwegen des Waldes zirpen? Die Wärme kommt direkt von der Sonne her und wird nicht von der Erde ausgestrahlt wie im Sommer, und wenn wir ihre Strahlen auf unserem Rücken spüren, während wir durch eine verschneite Talsohle schreiten, sind wir dankbar wie für eine besondere Wohltat und segnen die Sonne, die uns in diesen Winkel gefolgt ist.

Dieses unterirdische Feuer hat einen Altar in der Brust jedes Menschen, birgt doch der Wanderer am kältesten Tag und auf dem kahlsten Hügel in den Falten seines Mantels ein wärmeres Feuer als jenes, das in einem Herd entfacht wird. Ein gesunder Mann ist wahrlich das Gegenstück der Jahreszeiten und trägt im Winter den Sommer in seinem Herzen. Dort ist Süden. Dorthin sind alle Vögel und Insekten gezogen, und um diese warmen Quellen in seiner Brust scharen sich das Rotkehlchen und die Lerche.

Haben wir schließlich den Saum der Wälder erreicht und das Getriebe der Stadt hinter uns gelassen, betreten wir ihr Dickicht, wie wir unter das Dach einer Hütte treten und die Schwelle überschreiten, die vom aufgetürmten Schnee ganz zugespachtelt ist. Die Wälder sind immer noch erfreulich und warm und im Winter so angenehm und heiter wie im Sommer. Wie wir inmitten von Kiefern stehen, in einem flimmernenden, wechselhaften Licht, das nur ein klein wenig in ihr Dickicht einzudringen vermag, fragen wir uns, ob man in den Städten wohl jemals ihre schlichte Historie gehört hat. Uns scheint, dass kein Wanderer sie je erforscht hat, und wer möchte, ungeachtet der Wunder, die anderswo jeden Tag von der Wissenschaft enthüllt werden, nicht ihre Annalen hören? Unsere bescheidenen Dörfer im Flachland leisten ihren Beitrag dazu. Wir beziehen aus dem Wald die Bretter, die uns Schutz gewähren, und die Knüppel, die uns wärmen. Wie wichtig für den Winter ist ihr Immergrün, jener Teil des Sommers, der nicht verblasst, das winterharte, unverwelkte Gras! So schlicht und mit so wenig Aufwand an Höhe erhält die Oberfläche der Erde ihre Vielgestaltigkeit. Was wäre das menschliche Leben ohne die Wälder, diese natürlichen Städte? Vom Gipfel der Berge erscheinen sie wie glattgeschorene